Bischof Heinrich Vieter

Leben und Wirken

Biografie

Eigene Schriften

Aus dem „Stern von Afrika“

P. Norbert Hannappel SAC (Bearb.)

Herz-Jesu-Provinz der Pallottiner (Hrsg.)

Wichtiger Hinweis des Verlages: Der Verlag hat sich bemüht, die Copyright-Inhaber aller verwendeten Zitate, Texte, Bilder, Abbildungen und Illustrationen zu ermitteln. Leider gelang dies nicht in allen Fällen. Sollten wir jemanden übergangen haben, so bitten wir die Copyright-Inhaber, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Inhalt und Form des vorliegenden Bandes liegen in der Verantwortung der Autoren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über *http://dnb.dnb.de* abrufbar.

Printed in Germany

ISBN 978-3-87614-093-3

Pallotti Verlag
Vinzenz-Pallotti-Str. 14, D-86316 Friedberg, www.pallotti-verlag.de
1. Auflage 2017

Gesamtherstellung:
Friends Media Group GmbH, Zeuggasse 7 – 9, 86150 Augsburg

© Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

Einführung

Mit dieser Dokumentensammlung liegt eine Auswahl von Texten zur Veröffentlichung vor, die bevorzugt von Bischof Vieter selbst geschrieben sind.

An erster Stelle aber steht die *Biografie Vieters*, die P. Hermann Skolaster, selbst Missionar in Kamerun und daher Zeitzeuge Bischof Vieters, im Jahre 1930 veröffentlicht hat.

P. Skolaster wurde am 3. August 1877 in Seeburg/Ostpreußen geboren, machte das Abitur bei den Steylern, wurde aber dort wegen zu großen Nachwuchses nicht aufgenommen, kam zu den Pallottinern, legte am 7. Oktober 1900 die erste Profess ab, wurde am 21. Januar 1904 zum Priester geweiht, war zunächst im Nachwuchshaus in Vallendar als Lehrer tätig, ging dann mit der 33. Expedition im Juni 1906 nach Kamerun. 1910 kehrte er zunächst nach Deutschland zurück. Im Juni 1911 ging er mit der 45. Expedition erneut nach Kamerun. Als seine Missionsstation Andreasberg 1915 von den französischen Truppen erobert wurde, floh er über Spanien und kehrte 1916 nach Deutschland zurück. In seiner Autobiografie „Der Weltenwanderer“ hat er auch über seine Missionszeit in Kamerun berichtet. Im 2. Band der Vieter-Reihe „Die Pallottiner in Kamerun“ sind diese Aufzeichnungen veröffentlich. In Limburg war er viele Jahre Leiter der pallottinischen Zeitschriften. Er starb am 4. August 1968 in Limburg.

Umfangreiche Aufzeichnungen im Provinzarchiv der Pallottiner zeigen, dass er für die Biografie Bischof Vieters umfangreiche Nachforschungen betrieben hat, erkennbar auch an den Fußnoten. Mit dieser Biografie liegt uns damit eine sorgfältig recherchierte und als Augen- und Zeitzeuge Vieters eine von persönlichen Erfahrungen getragene, ausgewogene Beschreibung des Lebens Vieters vor.

Im Jahre 1953 veröffentlichte er zusätzlich zu dieser Biografie eine Kurzbiografie Bischof Vieters, die aber aus Platzgründen nicht in diesem Band aufgenommen werden konnte.

Die Auswahl der *Schriften Vieters* beginnen mit seinem Bericht über seine Tätigkeit in Brasilien bei den italienischen Kolonisten in Caxias: *„Selbsterlebtes in Brasilien“*. Nach seiner Priesterweihe 1887 wurde Vieter zunächst Rektor des Seminars in Masio. Dort

hatte er sich besonders auch um die Finanzierung der neu zu erbauenden Kirche zu kümmern. 1888 wurde er zum Obern der pallottinischen Mission in Brasilien mit Sitz in Caxias ernannt.

P. Heinrich Schulte beschreibt die Situation dort folgendermaßen: „Gemäß dem Beschluss des Generalrates von 18. 8. 1887 wurde die zweite italienische Kolonie im Staate Rio Grande do Sul, die in Caxias ihr Zentrum hatte, im Jahre 1888 von Faà di Bruno persönlich übernommen und eröffnet. P. Faà di Bruno führte auf seiner Reise P. Andreas Walter als ersten Pallottiner dort ein. Es war eine sehr schwere Aufgabe, die hier übernommen wurde. … Die religiöse Lage in dieser Kolonie war geradezu trostlos. Das Gebiet zählte ungefähr zwanzigtausend Seelen und hatte rund 55 Filialkapellen, die sich die Kolonisten errichtet hatten. Sie waren auf Laiengottesdienste angewiesen, da sie keine Priester hatten, die diesen Namen verdienten. Der erste Seelsorger, den die Regierung selbst geschickt hatte, war dem Alkohol verfallen und musste vom Bischof suspendiert werden. Er waltete trotzdem seines Amtes weiter. Als das Ärgernis gar zu groß wurde, zog ihn die Regierung zurück. Dann kam einer, der selbst das Angebot machte, diese Gemeinde übernehmen zu können. In der Freude, nun endlich aus der großen Seelsorgsnot herauszukommen, wurde er von den gutwilligen Siedlern bereitwillig aufgenommen. Er behauptete, dass alle Ehen, die unter seinem Vorgänger geschlossen worden seien, nicht gültig wären und wiederholt werden müssten. Auch die Trauungsgebühren müssten noch einmal bezahlt werden, da der Vorgänger suspendiert gewesen sei. Die gutwilligen Menschen nahmen auch dies in Kauf, um nicht wieder ohne Seelsorger leben zu müssen. Nach einiger Zeit fiel es jedoch auf, dass er nicht richtig Latein konnte, sich in den Zeremonien der hl. Messe und der Sakramentenspendung nicht auskannte und auch sonst sehr viele grobe Fehler machte. Es wurden Zweifel laut, ob er wirklich ein vollrechtiger, vom Bischof entsandter Priester sei. Am Ende erkannte ihn einer als <leibhaftiger Schneider aus Porto Alegre>. Er hatte sich mit falschen Dokumenten den Posten erschlichen und Geld gemacht. Als ihm der Boden zu heiß wurde, floh er, wobei er Uhren, Ketten und Ohrringe u. dgl., was er in Porto Alegre in Reparatur zu geben versprach, auf Nimmerwiedersehen mit sich nahm. Auch die beiden Maultiere, die man ihm für die Reise geliehen hatte, sahen ihre Herren nicht wieder. Man kann sich die Verwirrung vorstellen, die entstand, als sich herausstellte, dass alle die heiligen Messen, die Sakramente, die Trauungen und andere kirch-

liche Handlungen ungültig gewesen waren und darum auch wiederholt werden mussten. Aber die gutwilligen Menschen der Kolonie überstanden auch diese Probe ohne sonderliche Schäden und Schwierigkeiten. Den Kirchenfeinden aber konnten alle diese Skandale nur willkommen sein. Die kirchenfeindliche Freimaurerei des neuen Italien hatte am Stadtplatz von Caxias großen Einfluss … Von den neuen Priestern, die der General Faà di Bruno in die Gemeinde bringen wollte, musste man dagegen befürchten, dass sie eine ernste Gefahr für die Machtposition der Freimaurer bedeuten könnten. Man beschloss daher, den greisen General durch Meuchelmord zu beseitigen. Die Verschwörer rechneten wohl damit, dass bei einem Gelingen des Anschlags niemand mehr den Mut haben werde, diese Seelsorgestelle anzunehmen und den Kampf mit einem solchen Gegner zu beginnen. Gegen entsprechende Bezahlung sollte und wollte ein Reiter mit dem Lasso, wie es zum Einfangen des Viehs benutzt wurde, den General auf dem Wege nach Nova Trento vom Pferd ziehen und dann zu Tode schleifen. Der feige Mordanschlag misslang nur deswegen, weil Faà di Bruno wegen der Hitze einen Sonnenschirm aufgespannt hielt, an dem das Lasso abglitt. Das Attentat weckte natürlich Empörung in der gesamten gutgesinnten Bevölkerung und erreichte somit eher das Gegenteil. Der größere Teil der Bevölkerung, vor allem von den Filialen, hatte den General auch mit großem Jubel empfangen und zeigte sich zur Mitarbeit im kirchlichen Bereich bereit.“[1]

Mit welchem Eifer sich Vieter in die neue Aufgabe stürzte, schildert er mit erfrischender Lebendigkeit. Trotz aller Widerstände und Anfeindungen suchte er immer die Oberhand zu behalten. Seine Liebe zu den Kolonisten und sein tiefwurzelnder Glaube, die ihn von innen her beseelten, trieb ihn zu seinem rastlosen Engagement. Vieter war ein guter und humorvoller Erzähler, wie Skolaster in seiner Biografie betonte. Dieses Talent würzt seinen Bericht.

Dann kommt ein neuer Auftrag: er soll als Oberer die Mission in Kamerun beginnen. Mit dem schwungvollen Ausruf: „Ade Brasilien. Es lebe Kamerun!“ übernimmt Vieter diese neue Aufgabe, die ihn vor unvorstellbare Schwierigkeiten stellen sollte.

---

[1] Heinrich Schulte: Gestalt und Geschichte des „Kath. Apostolates“ Vinzenz Pallottis, II. Teil, S. 500 – 502.

Dies beschreibt er in seiner „Chronik der katholischen Mission Kamerun“ (in dieser Reihe veröffentlicht als 1. Band). Doch vorher schreibt er seine „*Dreizehnjährigen Erinnerungen aus Kamerun 1890 - 1903*“ nieder. Diese Schrift bringt auch Episoden, die in der „Chronik“ nicht vorhanden sind oder nur verkürzt erzählt werden.

Vieter selbst äußert zu dieser Schrift seine Vorbehalte. Er hält diese „Erinnerungen“ nur mit Korrekturen veröffentlichbar. Zu unmittelbar lässt er darin teilhaben an seinen schwierigen Erfahrungen, besonders auch mit seinen Obern in Europa, in Limburg und Rom. Getrieben von seinem Auftrag, Kamerun zu missionieren, ordnet er alles diesem Ziel unter. Ungemildert und zornig schreibt er sich seine Sorgen, seine Leiden, seine Enttäuschungen und seine harten Forderungen vom Leibe. Denn nach seiner Kameruner Sicht kommen viel zu wenige Missionare. Er äußert auch seine Zweifel darüber, ob bei der Verwendung der Missionsalmosen „für Kamerun“ alles mit rechten Dingen zugeht. Es zeigen sich in diesen „Erinnerungen“ die noch nicht geklärten Fragen einer jungen Pallottiner-Missions-Gemeinschaft: nach seinem heftigen Temperament kämpft Vieter sie aus. - In diesen Text durch Kürzung oder Umformulierung redaktionell einzugreifen, verbietet sich, weil damit ein Zug in Vieters Wesen verschleiert würde. So sind diese „Erinnerungen“ ein Blick in die Seele Vieters, 10 Jahre vor seinem Tode.

Die nächsten *Dokumente aus dem Jahre 1904* beginnen mit 2 Vorträgen über Kamerun, die Vieter wohl in dieser Zeit geschrieben und gehalten hat.

Die darauf folgenden Dokumente haben aber ihren besonderen Platz in dieser Dokumentation, da sie in einer kritischen Lebenssituation Vieters stehen und entstehen. 1901 hatte die Generalleitung der Pallottiner die Mission in Australien übernommen.[2] Was Vieter daran so heftig stört, ist, dass mit dieser Australien-Mission die deutschen Pallottiner in Limburg beauftragt wurden. Nach Vieters Meinung waren die Pallottiner in Deutschland nur zugelassen worden, um in Kamerun als Missionare zu wirken. Zu sonst nichts. Heftig kämpft er deshalb gegen diesen neuen Einsatz und gegen die Obern in Rom und Limburg, da ihm dadurch die personellen und finanziellen Mittel für Kamerun beschnitten würden. In seiner ungebremsten Polemik scheut er sich nicht, sogar das Kolo-

[2] Dekret der Kongregation der Propagana Fede vom 12. Januar 1921.

nial-Amt in Berlin für seinen Kampf zu gewinnen - gegen seine Obern.

In dieser Situation war Vieter 1903 zum Generalkapitel nach Rom gereist. P. Kugelmann, der bisherige Obere in Deutschland wurde zum General-Rektor gewählt. Dieser zeigte ihm seinen großen Irrtum bezüglich der Erlaubnis der Niederlassung in Deutschland an Hand der Dokumente auf. Sofort sieht Vieter sein ungerechtes Vorgehen ein und bittet um Verzeihung. Nach dem General-Kapitel geht er auf Betteltour nach Deutschland und Österreich. Er muss damit rechnen, dass er nach seinem harten Vorgehen gegen die Obern in Deutschland (P. Kugelmann) und Rom als Oberer in Kamerun abgelöst werde. Er selbst hatte dies immer wieder angeboten. Im August des Jahres 1904 wollte er wieder nach Kamerun zurückkehren. Sein Gepäck war schon auf dem Dampfer. Da kommt die Nachricht aus Rom: er soll in Deutschland bleiben.

In dieser Zeit persönlicher Ungewissheit schreibt er - gleichsam als ein Vermächtnis an seinen Nachfolger - seine Kameruner Missionserfahrungen in Limburg nieder. Daraus formuliert er Erwartungen an die Mitbrüder und Ratschläge und Weisungen für den Fortgang der Kameruner Mission. Es ist erstaunlich, mit welchen Detailkenntnissen in allen möglichen Bereichen der Kamerun-Mission er seine Gedanken zu Papier bringt. Wenn sich auch manchmal seine Gedanken und Formulierungen wiederholen und überschneiden, so sind sie doch mit dem jeweiligen Text unlösbar verbunden, so dass sich eine Kürzung nicht anbietet. In diesen Verdoppelungen zeigen sich die wiederkehrenden Sorgen und Bedenken Vieters zu Missständen, die er erlebte.

Dann geschah das für Vieter Ungeahnte: er wurde am 22. Dezember 1904 zum ersten Apostolischen Vikar der Kameruner Mission ernannt und am 22. Januar 1905 in Limburg zum Bischof geweiht - ein Zeichen der großen inneren Haltung von P. Kugelmann, der diese Ernennung und Weihe befürwortet hatte, aber auch ein Zeichen für die Hochschätzung, die Vieter - trotz aller Kontroversen - als Oberer der Kameruner Mission insgesamt genoss.

Danach sind einige *Berichte* in diese Dokumenten-Sammlung aufgenommen, die im „*Stern von Afrika*“ veröffentlicht sind. Sie wurden geschrieben, um das Interesse der Wohltäter in der Heimat für die Kamerun-Mission wachzuhalten. Von diesem Interesse her sind sie zu lesen. Das schmälert nicht deren Wahrheitsgehalt, sondern

betont nur die Blickrichtung, mit der diese Texte im „Stern“ veröffentlicht wurden.

Abschließend habe ich einige Dokumente in diesen Band aufgenommen, die *nach dem Tode Bischof Vieters* entstanden sind.

Soweit es der Umfang des Bandes zuließ, habe ich Original-Seiten der handgeschriebenen Dokumente hineingestreut. Sie geben, wenigstens bruchstückhaft, das ursprüngliche Bild der Dokumente wieder.

Zum Schluss noch einige Hinweise:

a. Bischof Vieter verwechselt oft den Akkusativ mit dem Dativ. Ich habe diese Eigenart in den Texten stehen gelassen.
b. P. Vieter wählt oft die Schreibweise: ThermoMeter, centiMeter, KiloMeter. Dies habe ich belassen.
c. Die Fußnoten in P. Skolasters Biografie stammen von P. Skolaster selbst - Fußnoten von mir sind in diesem Text durch (Ha) gekennzeichnet. Die Fußnoten in den anderen Texten sind von mir eingefügt, ohne eigene Kennzeichnung.
d. P. Vieter liebt in seinen handschriftlichen Dokumenten das Unterstreichen als Betonung. Ich habe mich in diesem Buch durchgehend für die Kursiv-Schrift als Hervorhebung entschieden.

Das Sach- und Personenverzeichnis, das P. Skolaster am Ende der Biografie bringt, habe ich ergänzt und als gesamtes Stichwortverzeichnis an das Ende dieses Bandes gesetzt.

Alle Dokumente und Bilder sind dem Provinz-Archiv der Pallottiner in Limburg entnommen.

Limburg, 28.08.2016
P. Norbert Hannappel SAC

Inhaltsverzeichnis

I. P. Hermann Skolaster: Bischof Heinrich Vieter (S. 10 - 156)

II. Schriften Vieters (S. 157 - 625)

A. Selbsterlebtes in Brasilien (S. 158 - 220)

B. Dreizehnjährige Erinnerungen aus Kamerun 1890 - 1903 (S. 221 - 416)

C. Kameruner Mission 1904 Heft 1 (S. 417 - 434)

D. Kameruner Mission 1904 Heft 2 (S. 435 - 455)

E. Aufzeichnungen des Apostolischen Präfekten P. Heinrich Vieter P.S.M in der 2. Hälfte des Jahres1904 in 4 Heften (S. 456 - 597)

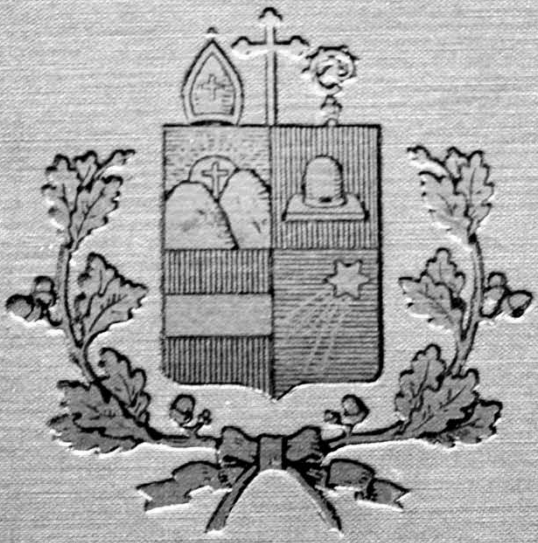
F. Laienbrüder in Kamerun, Nov. 1904 (S. 598 - 629)

III. Berichte zu Bischof Vieter im „Stern von Afrika“ (S. 630 - 850)

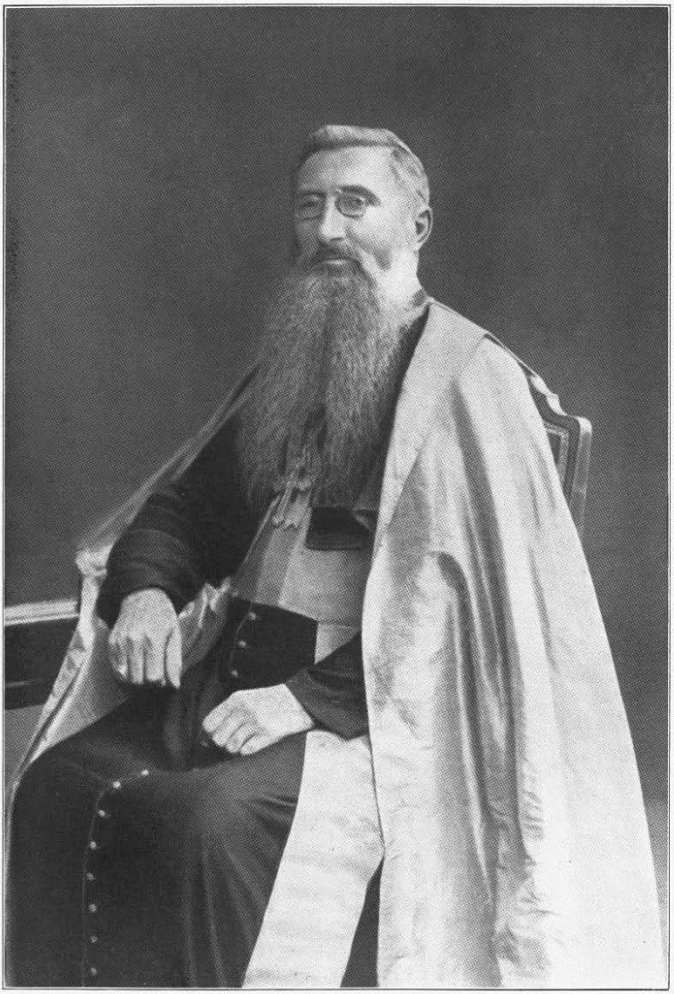
IV. Dokumente nach dem Tode Bischof Vieters (S. 851 – 867)

V. Stichwortverzeichnis (S. 868)

Bischof Heinrich Vieter



von Hermann Skolaster P.S.M.



"Ego servus tuus!"
+ P. H. Vieter. PSM.
Epis tit. Paraet.
Vic. Ap. Cam.

I.
Bischof
Heinrich Vieter

Erster Apostolischer Vikar von Kamerun

Von

Hermann Skolaster P.S.M

2. u. 3. Auflage

1 9 3 0

Pallottiner Verlag. Limburg a. d. Lahn

Die kirchliche Druckerlaubnis wird hierdurch erteilt
Limburg/Lahn, den 21. Juli 1930
Bischöfliches Ordinariat
Göbel, Generalvikar
Ad N. O. E. 4532

lmprimi potest
Limburgi ad Lahnam, die 24. Julii 1930
Romualdus Laqua PSM
Rector Provincialis

Alle Rechte vorbehalten

Druckerei des Pallottiner Verlag, Limburg a. d. Lahn
1930

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	15
Das Vaterhaus	16
In der Schule	22
Lehrjahre	26
Wanderjahre	29
Der Lateinschüler an der Hobelbank	35
Auf Umwegen zum Ziel	42
Vieter als Rektor von Masio	49
Der Kolonisten-Missionar	53
Der Apostolische Präfekt von Kamerun	68
Pionierarbeit am Sanaga	72
Rastlos vorwärts	79
Erste Erholungsreise nach Europa	90
Gründung in Duala, Groß Batanga und Jaunde	95
Herr, sende Arbeiter in deine Ernte	101
Die Bischofsweihe	108
Ego servus tuus	111
In der Schule des Kreuzes	119
Ringen und Reifen	133
Die letzte Station	143

(Sachregister und Personenverzeichnis der Biografie sind am Ende dieses Bandes in das gesamte Stichwortverzeichnis eingearbeitet.)

Vorwort

Ich habe Bischof Vieter nicht zum Heiligen gestempelt, sondern mich bemüht, ihn so darzustellen, wie er wirklich war. Er war mir auch so gut genug. Heiligenleben, die nur von den außerordentlichen Gnadenvorzügen ihrer Helden zu erzählen wissen, sagen uns Menschen von heute nicht mehr zu. Wir wollen sie sehen nicht nur im Sonntagsgewand der göttlichen Gnade, sondern auch im Alltagskleid menschlicher Schwachheit. Der werdende Heilige predigt uns mehr als der vollendete. Vieters Aufstieg von Säge und Hobel zu Stab und Mitra, seine missionarische Tätigkeit, seine ganze Lebensführung bieten so viel des Interessanten, dass sie verdienen, der Nachwelt überliefert zu werden.

Wem der missionsgeschichtliche Hintergrund dieser Darstellung zu spärlich erscheint, sei auf mein Buch ,,Die Pallottiner in Kamerun'' hingewiesen.

Limburg/Lahn, den 7. April 1925

Der Verfasser

Das Vaterhaus

Es ist eine geschichtlich denkwürdige Stätte, wo Bischof Vieter seine Jugendjahre verlebt hat; geschichtlich denkwürdig und zugleich durch die Spuren großer Männer geheiligt.

Nördlich von der Stadt Lünen in Westfalen, auf der von herrlichen Buchen bestandenen Höhe, wo heute das Schloss und die Pfarrkirche von Cappenberg steht, erhob sich schon vor mehr als elfhundert Jahren die feste Burg des Sachsenherzogs Widukind (gestorben 810), der erst nach langem trotzigem Widerstand gegen die Macht Karls des Großen seinen stolzen Nacken vor dem Kreuze beugte. Seinen tapferen Nachkommen verblieb die Burg bis zum Tode des deutschen Kaisers Heinrich I., der, ebenso wie seine zweite Gemahlin, die hl. Mathilde, dem Geschlechte Widukinds entsprossen war.

Nach ihm wurden für kaum hundert Jahre die Billunger Herren von Cappenberg. Dann folgten in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts die Grafen von Niederlothringen, die den Billungern verwandt waren. Gottfried, der fünfte und letzte Besitzer Cappenbergs aus dieser Familie, dessen Ehe mit Jutta, der Tochter des Grafen von Arnsberg, kinderlos war, entsagte der Welt und übergab die Burg dem heiligen Norbert, dem Stifter des Prämonstratenser Ordens, um sie in ein Kloster umzuwandeln.

Am Feste Mariä Himmelfahrt 1122 wurde das Kloster durch den Bischof von Münster feierlich eingeweiht. Im folgenden Jahre erhielt die Gründung die Bestätigung des Kaisers. Unter Norberts Leitung wurde auf dem weiten Burghof, der bis dahin vom Getrappel der Pferde und den Schritten gepanzerter Ritter widerhallte, eine prächtige Klosterkirche erbaut (zwischen 1122 und 1130). Graf Gottfried ist im Kloster Ilbenstadt in der Wetterau, das er ebenfalls gegründet hatte, im jugendlichen Alter von kaum dreißig Jahren gestorben (1127). Im Jahre 1149 wurde die Hälfte seiner Gebeine nach Cappenberg übertragen. Obwohl er nicht ausdrücklich heiliggesprochen ist, wird er doch als Heiliger verehrt.

Fast 700 Jahre lang blieb Cappenberg Kloster der Prämonstratenser Mönche. Im Jahre 1803 wurde es, wie viele andere Klöster, ein Opfer der Säkularisation. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen übergab es 1814, gegen Austausch des Schlosses Birnbaum, dem Minister vom Stein zur Belohnung für seine dem Staate geleisteten Dienste.

Die Aufhebung des Klosters war für die umwohnenden Katholiken eine bittere Enttäuschung. Sie waren gewohnt, in der Klosterkirche ihrer Sonntagspflicht zu genügen. Der Weg dahin war lange nicht so weit, wie der zu ihrer Pfarrkirche in Bork oder Werne. Diesem Umstand mag der edle Freiherr vom Stein Rechnung getragen haben, als er die Errichtung einer eigenen Pfarrei Cappenberg betrieb und die altehrwürdige Klosterkirche ihrer Bestimmung zurückgab. Freiherr vom Stein ist am 29. Juni 1831 in Cappenberg gestorben. Im nächsten Jahre erhielt Cappenberg in der Person des einäugigen Vikars Bernhard Schemm seinen ersten Pfarrer. Die Bauernschaft Übbenhagen, die bis dahin zur Pfarrei Bork, und die Bauernschaft Ostick, die zu Werne gehörte, wurden zur neuen Pfarrei geschlagen.

In Übbenhagen liegt der Vieter-Kotten, aus dem der erste katholische Missionar Kameruns hervorging. Seine Familie scheint seit den ältesten Zeiten dort ansässig gewesen zu sein. Den Namen Vieter dankt er mehr seinem Kotten als seinen Eltern. Das klingt merkwürdig genug, findet aber sogleich seine Erklärung, wenn man die Sache vom Standpunkt altwestfälischer Gewohnheit betrachtet. Bekanntlich herrscht in Westfalen die Sitte, dass der Name einer alteingesessenen Familie auf ihren Hof übergeht. Kommt nun der Hof durch Heirat oder Kauf in andere Hände, so ändert er seinen Namen nicht, sondern der neue Besitzer nimmt den Namen des Hofes an. Das ist aus dem Vieter-Kotten mehr als einmal geschehen. Zuletzt bei Bischof Vieters Großvater, Johann Theodor Benning, der eine Tochter des Hauses heiratete und den Kotten übernahm.

Sein Sohn, Johann Theodor, geboren am 7. März 1815, verheiratete sich am 12. November 1850 mit der 25 Jahre alten Katharina Elisabeth Kortmann, der Tochter des Kötters Wilhelm Kortmann in Ehringhausen.[3] Die Trauung fand in Werne statt und wurde durch den Pfarrer und Dechant Heinrich Overhage vollzogen, der durch die Herausgabe von Annegarns Weltgeschichte in weiten Kreisen bekannt geworden ist.

Dieser Ehe entsprossen fünf Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Bernhard Wilhelm, wurde am 24. August 1851 geboren. Gerhard Heinrich, dessen Werden und Wirken auf diesen Blättern

[3] Das Eheregister von Werne schreibt: Vieter und Kortmann, das Tauf- und Sterberegister von Cappenberg dagegen: Viether und Kottmann.

beschrieben wird, erblickte am 13. Februar 1853 morgens vier Uhr das Licht der Welt und wurde drei Tage später in der Pfarrkirche zu Cappenberg durch das gnadenspendende Wasser der heiligen Taufe in die Zahl der Kinder Gottes aufgenommen. Ihm folgten in der Reihe der Geschwister Johann Theodor, geboren am 6. Februar 1855, Bernhard Heinrich, am 1. August 1857 und Johann Anton am 4. Dezember 1858. Den Schluss bildete die Tochter Maria Anna am 17. Nov. 1860.

Bis dahin war unter dem Strohdach des Vieter-Kottens alles so gut gegangen, wie es sich genügsame Menschen nur wünschen konnten. Die jungen Eheleute besaßen das nötige Maß christlicher Tugend, um sich gegenseitig zu verstehen; das Beispiel ihres frommen Lebens war die beste Gewähr für die gute Erziehung ihrer Kinder; und wenn Frau Katharina wegen der Kleinen in der Hauswirtschaft nicht fertig wurde, ging ihr die Schwägerin Marianne, die als Tante bei ihnen wohnte, zur Hand, so gut sie es vermochte. Die Kinder verlebten sonnige Tage. Sie waren gesund. An Gespielen in der Nachbarschaft fehlte es nicht. Der junge Nachwuchs sorgte für Unterhaltung.

Erst mit der Ankunft der kleinen Tochter zog sich eine Gewitterwolke über der glücklichen Familie zusammen. Die Freude über das frohe Ereignis wurde bald durch die schwere Erkrankung der Mutter getrübt. Ihr Zustand verschlimmerte sich trotz aufmerksamster Pflege von Tag zu Tag. Nichts half das Gebet und die Sorge der Alten, nichts das Weinen und Jammern der Kinder; der Todesengel ließ sich nicht zum Vorübergehen bewegen. Frau Katharina starb am 6. Dezember abends sieben Uhr an den Folgen des Wochenbettes. Am 10. Dezember fand sie auf dem Friedhof zu Cappenberg ihre letzte Ruhestätte.

Von den Kindern konnten nur die beiden schulpflichtigen, Wilhelm und Heinrich, den Verlust einigermaßen begreifen. Als sie nach der Beerdigung heimkamen, gingen sie in den Garten, um sich dort ungestört und gründlich auszuweinen. Wilhelm glaubte seinen Tränen zuerst gebieten zu müssen. Er versuchte, den jüngeren Bruder mit der Versicherung zu trösten, Tante Marianne werde für sie sorgen und Mutterstelle bei ihnen vertreten. Aber der kleine Heinrich setzte dem Trostgrund ein Bedenken entgegen, das ihm unlösbar schien. „Wer aber“, klagte er, „wird uns jetzt die Strümpfe stricken?“ So kindlich diese Sorge auch scheinen mag, sie zeigt doch, dass Heinrich, der damals erst im achten Lebensjahr stand,

war, gab ihm das Geleite. Pater Skolaster war schon am Samstag nach Andreasberg zurückgeradelt, um die Ankunft des Bischofs zu verkünden und die Firmlinge zusammenzurufen. Am Nachmittag des 15. September trafen auch die beiden Gäste daselbst ein. Obgleich der Bischof wieder das erprobte Kolonialrad benutzte, hatte ihn die verhältnismäßig kurze Reise (50 km) doch sehr mitgenommen. Es war gut, dass die Firmung erst für Donnerstag angesetzt war. So hatte er einen Ruhetag, und das tat ihm wohl. Als er am Mittwochabend mit den beiden Missionaren zusammensaß, war er heiter und aufgeräumt. Er gab ihnen sogar ein Liedchen zum Besten, das man in seiner Jugendzeit in Westfalen gesungen hatte.

Bei der Firmung musste er sich nach den allgemeinen Gebeten niedersetzen. Einzeln traten die Firmlinge vor und empfingen das hl. Sakrament. Die häufige Wiederholung der sakramentalen Formel bereitete dem Bischof große Beschwerde. Trotzdem achtete er peinlich darauf, dass das Amen von den Assistenten an der richtigen Stelle pünktlich und deutlich eingeschaltet wurde. Zweimal übersahen sie es, da der eine den Namen des nächsten Firmlings nicht entziffern konnte und der andere die Reihen ordnete. Da sprach es der Bischof selber mit nachdrücklicher Feierlichkeit und einer Kopfneigung, die deutlich genug Aufmerksamkeit heischte.

Obgleich die beiden Missionare die Ansprachen vor und nach der Firmung hielten, war der Bischof am Schluss der Feier doch so müde, dass er sich zu Bett legen musste. Er klagte über Schmerzen im linken Arm. Im Glauben, dass sie rheumatischen Ursprungs seien, machte er heiße Umschläge. Und wirklich brachten sie ihm Linderung. Bei der Unterhaltung am Abend war er wieder recht gesprächig und erzählte von seinen Abenteuern in Brasilien. Von den Freimaurern und von der Ziehharmonika, die er auf dem Tanzboden in Stücke schlug. Am nächsten Morgen war er früh auf, las die hl. Messe und zog dann mit P. Krämer nach Jaunde weiter, das er am 24. September erreichte.[124]

Auf der Reise hatte sich sein Zustand bedeutend verschlimmert. Trotzdem legte er an den vier folgenden Sonntagen (27. September, 4., 11. und 18. Oktober) über 1.300 Jaunde-Christen im hl. Sakrament der Firmung die Hände auf. Inzwischen bekämpfte er seine Krankheit mit gewohnter Energie. Als die langbewährten Heilmittel, Fußwickel und Umschläge, nicht genügend Erfolg zeitig-

[124] Tagebuch des Verfassers.

ten, wurde der Arzt zu Rate gezogen. Dr. Stein merkte bald, dass keine Aussicht mehr auf Genesung bestand. Seine Arzneien hatten aber wenigstens den Erfolg, dass der Patient Erleichterung verspürte und wieder außer Bett sein konnte. Fast jeden Morgen las er die hl. Messe. Und wenn er auch bei der Rückkehr aus der Kirche mehrere Haltestationen auf der Haustreppe machen und während des Tages einige Stunden ruhen musste, nahm er gewöhnlich doch an den Mahlzeiten und der abendlichen Unterhaltung teil. Die Missionare freuten sich über diese Wendung zum Besseren und hofften wieder. Er selber war seit Jahren ans Kranksein gewöhnt, verhehlte sich aber doch nicht, dass sein Zustand bedenklich sei.

Noch mehr aber als die körperlichen Leiden drückte ihn die Sorge um seine Christengemeinden an der Küste und die dort verbliebenen Missionare. Wohl war man bemüht, ihm jede aufregende Nachricht vorzuenthalten. Aber alles ließ sich beim besten Willen nicht verschweigen. Als ihm bekannt wurde, dass die Missionare aus Duala und Edea vertrieben seien, sagte er: „Es ist besser, wenn Gott mich zu sich ruft." Einmal war die Rede vom silbernen Jubiläum der Mission, das im nächsten Jahre gefeiert werden sollte. Da machte er die Bemerkung: „Ich werde es wohl nicht mehr erleben."

Die Todesahnung scheint ihn in den letzten Wochen nicht mehr verlassen zu haben. Zwei Tage vor seinem Hinscheiden äußerte er der Schwester Pankratia gegenüber, die ihn pflegte: „Diese unseligen Zeiten sind nicht geeignet, mir die Gesundheit wiederzugeben. Ich fühle mich immer schwächer und werde wohl auch plötzlich sterben, wie mein Vater, der an der Wassersucht unversehens starb." Die Missionare mochten nicht daran glauben, und doch, Bischof Vieter war bereits bei der letzten Station seines Kreuzweges angelangt.

In der Allerheiligenoktav betete er mehrmals außer dem vorgeschriebenen Brevier noch das Totenoffizium und erklärte, er tue es, damit auch andere nach seinem Tode ihm denselben Liebesdienst erwiesen. Waren seine Schmerzen besonders heftig, dann tröstete er sich mit dem Gedanken, dass er so sein Fegfeuer schon auf Erden abbüßen könne. Dazwischen kamen aber auch Stunden, wo es ihm besser ging, wo er sogar scherzen und lachen konnte. Einmal, als P. Rosenhuber bei ihm im Zimmer war, deutete er auf die vielen Medizingläser, die auf seinem Waschtisch standen und

sagte scherzend: „Wenn ich einmal tot bin, dann lassen Sie auf meinen Grabstein schreiben: An Vergiftung gestorben.“[125]

Am Freitag, dem 6. November, traf P. Hoegn von Dschang kommend in Jaunde ein, um mit dem Bischof über die Zukunft der Mission zu beraten. Angeregt durch den Besuch und um ihn zu ehren, blieb P. Vieter nach dem Abendessen in der Rekreation. Aber die Schmerzen im linken Arm plagten ihn so, dass er sich nach einiger Zeit entschuldigte und in sein Zimmer zurückzog. Nach dem Abendgebet erkundigten sich die Patres noch einmal bei ihm nach seinem Befinden. Es war unverändert. Er ließ sich die vom Arzt verschriebenen Tropfen reichen und schickte sie zu Bett in der Hoffnung, dass er ebenfalls schlafen werde.

Doch die Medizin brachte ihm weder Linderung noch Schlaf. Die Schmerzen nahmen überhand. Von unerträglichen Qualen gefoltert rief er P. Rosenhuber, der im gegenüberliegenden Zimmer schlief, gegen elf Uhr nochmals zu sich. Er musste ihm den Arm einreiben. Der Kranke hatte das Gefühl, als ob das Mark darin verdorrt sei. P. Rosenhuber erschien die Sache nun doch bedenklich, und so weckte er auch P. Hoegn noch. Da die Einreibung nichts half, machten sie ihm heiße Umschläge. Auch das war umsonst. Trotzdem wünschte der Bischof, dass die Patres wieder zur Ruhe gingen. Nur der schwarze Diener durfte bei ihm Nachtwache halten.

Am nächsten Morgen hatte sich der Zustand des Patienten zwar verändert aber nicht gebessert. Als Schwester Pankratia kam, erzählte er ihr, die Schmerzen wären aus dem Arm in den Rücken und in die Seiten gezogen. Besonders heftig traten sie in der Nierengegend auf. Man schickte zum Arzt. Doch ehe er erscheinen konnte, hatte sich das Schicksal Bischof Vieters erfüllt. Gegen halb acht Uhr befiel ihn ein Schüttelfrost. „Ich glaube, das ist Todeskälte“, sagte er. Die Schwester rief nach P. Rosenhuber. Als dieser das Zimmer betrat, lag der Kranke bereits in den letzten Zügen. Er spendete ihm die Absolution und die hl. Ölung unter der kurzen Formel, und - das edle Apostelherz hatte zu schlagen aufgehört.

Die Leiche wurde in der Kirche aufgebahrt. Von nah und fern strömten die Eingeborenen herbei, um „ihren“ Bischof noch einmal zu sehen und an seiner Bahre zu beten. Den ganzen Tag wurde

[125] Stern von Afrika, 25. Jahrg. S. 172.

die Kirche nicht leer. Sie wussten, was sie ihm zu danken hatten, und zeigten es in rührender Teilnahme. Beim Requiem am Sonntagmorgen konnte das Gotteshaus die Scharen der Beter nicht fassen. Sie ließen heilige Messen für ihn lesen. In den ersten acht Tagen allein wurden 62 bestellt. Solange die Pallottiner noch in Kamerun blieben, verging nicht eine Woche, ohne dass für den verstorbenen Bischof das hl. Opfer dargebracht wurde.

Abends fünf Uhr fand die Beerdigung statt. Der mit Palmen und Kränzen geschmückte Sarg wurde von sechs Mitgliedern des Josefs-Vereins getragen. Voran zogen die Schulkinder, das Miserere singend. Der kaiserl. Gouverneur, Exzellenz Ebermaier, der wegen des Krieges seine Residenz nach Jaunde verlegt hatte, zahlreiche Beamte und Kaufleute, die Patres, Brüder und Schwestern, und eine unabsehbare Zahl eingeborener Christen, die zum großen Teil außerhalb des Friedhofs bleiben mussten, gaben dem hohen Verstorbenen das letzte Geleite.

P. Rosenhuber segnete das Grab und sprach dann über die Worte aus dem Buche der Weisheit: „Den Gerechten hat der Herr geführt auf geraden Pfaden, er zeigte ihm auch Gottes Reich und gab ihm Kenntnis heiliger Dinge; er machte ehrenvoll sein Wirken, und seinen Mühen gab er Segen.“ Nach einem Liede, vorgetragen von den Knaben der Regierungsschule, hielt der Gouverneur folgende Rede:

„Ehe wir von diesem offenen Grabe Abschied nehmen, sei es mir gestattet, dem edlen Verblichenen, den wir hier in kühler Erde zur letzten Ruhe betten, einen kurzen Nachruf zu widmen. Wir stehen nicht nur am Grabe des ersten Bischofs von Kamerun, wir bekennen in dem edlen Dahingeschiedenen nicht nur einen treuen Sohn seiner Kirche, den guten Hirten seiner Herde, den Obern, der sich bei seinen Untergebenen stets der allseitigen, größten Achtung und Liebe zu erfreuen hatte, wir verlieren nicht nur den Begründer einer großen christlichen Gemeinde in Kamerun, sondern wir beklagen auch, dass in dem hohen Verblichenen ein im besten Sinne des Wortes edler Mensch von uns geschieden ist. Was er seiner Kirche und seiner Missionsgesellschaft gewesen, ist uns aus berufenem Munde soeben geschildert worden und bleibt berufener Feder vorbehalten, eingehend darzulegen. Der hohe Verblichene war in der Tat ein wahrhaft edler Mensch. Sein goldenes Herz, sein sonniger Humor, sein liebenswürdiger Charakter, sein echt deutsches Wesen machten ihn bei allen, die ihn kannten, in hohem

Maße beliebt. Wenn in ernsten Sitzungen, bei geselligen Zusammenkünften das jetzt im Tode gebrochene kluge Auge auf seinem Gegenüber ruhte, dann ging einem das Herz auf. Und wenn er in ernsten Stunden bei Erörterung schwerwiegender Fragen durch sein kluges Urteil mit feinem Takt und gesundem Humor über kritische Situationen glücklich hinweghalf, so musste sich jeder gestehen, dass in der Brust dieses Mannes ein Herz schlug, das die berechtigten Forderungen und Wünsche eines Jeden der Verwirklichung nahe bringen wollte.

Dankbar anerkannt sei auch sein stetes Bestreben, den Pflichten eines Staatsbürgers in gleicher Weise gerecht zu werden, wie den großen und schweren Obliegenheiten seines bischöflichen Amtes.

Mehr noch erregt es unsere höchste Verwunderung, wenn wir bedenken seinen regen Arbeitseifer, seine selbstlose Hingabe an den erwählten Beruf, seine rastlose Tätigkeit an dem Weiterbau seines Lebenswerkes. Prächtige Stations- und Kirchenbauten, eine große christliche Gemeinde im Schutzgebiete sind Zeugen seiner ernsten unverdrossenen Arbeit und künden auch allen Nachfahren das selbstlose Wirken des ersten Bischofs von Kamerun.

Nun ist er von uns geschieden. Sein Wunsch, wie er mir selbst persönlich gestand, in den Sielen zu sterben, ist in Erfüllung gegangen.

Ein neues schmerzliches und schweres Opfer hat das tropische Klima verlangt. Und ich glaube nicht zu irren in der Annahme, dass der edle Verblichene auch ein Opfer jenes grausamen Krieges gewesen, den der Neid unserer Feinde unserem Vaterlande aufgedrängt hat und den scheelsüchtige Gegner auch in unser Schutzgebiet hineingetragen haben. Ich kann es ihm nachfühlen, dass die bange Sorge, wie sein Lebenswerk diesen Sturm überdauern werde, ihm die letzten Lebenstage erschwert hat. Es war ihm nicht mehr vergönnt, den Tag des Friedens zu schauen, der uns hoffentlich recht bald beschert ist.

Gebrochen ist sein Auge im Tode. Er durfte im seligen Glauben sterben, für seine Arbeiten und Mühen hier auf Erden himmlischen Lohn zu ernten.

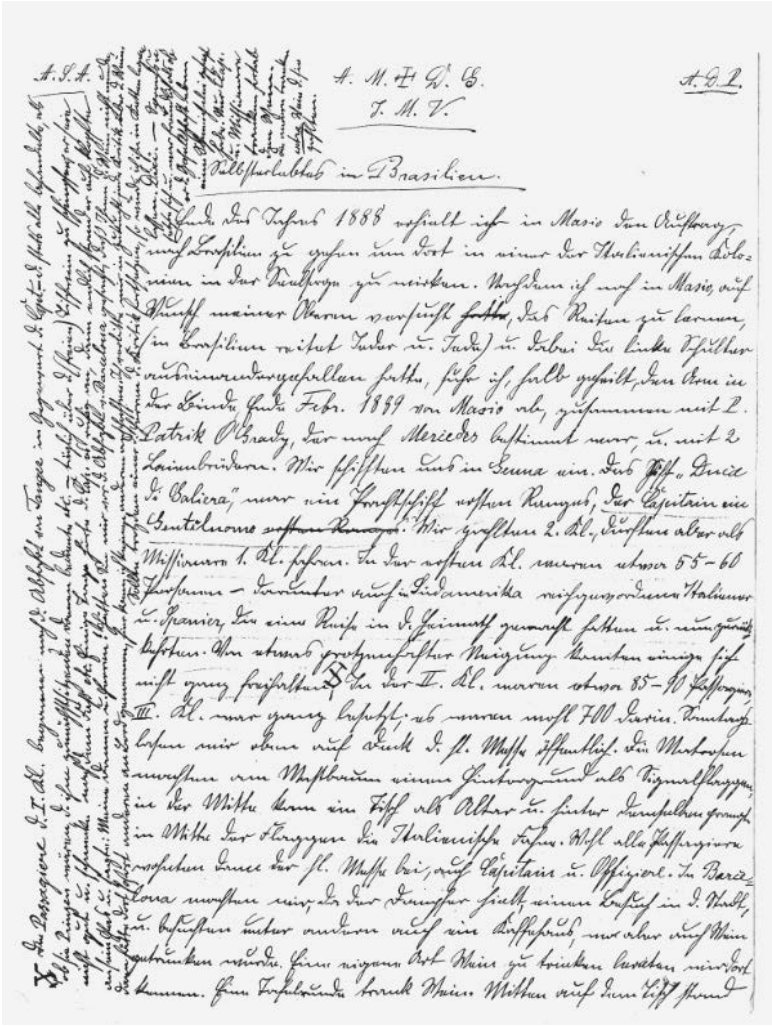
Neugestaltung des Grabes von Bischof Vieter auf dem Friedhof am Mvolye in Yaoundé anlässlich des 100. Todestages Vieters 2014

Uns aber leuchte stets vor sein ernster unverdrossener Arbeitsgeist, seine rastlose Tätigkeit, seine edle selbstlose Hingabe an den erwählten Beruf. Sein Andenken wird stets in Ehren bleiben."[126]

Ein schlichtes Kreuz ziert den Hügel, unter dem der erste Apostel Kameruns der Auferstehung entgegenharrt. Seine Missionare durften nicht Hüter seines Grabes sein. Der unselige Krieg vertrieb sie von ihrer reich gesegneten Arbeitsstätte. Aber das Andenken an den teuren Bischof ist in den Herzen seiner schwarzen Kinder lebendig geblieben. Zahlreiche Christengemeinden blühen in Kamerun weiter als Denkmal seiner apostolischen Tätigkeit, und Siegespalmen neigen ihre Wipfel über seinem Grabe.

[126] [H S] P. Rosenhuber, Provinz-Urkundei.

II. Schriften Vieters



A.
Heinrich Vieter PSM

Selbsterlebtes in Brasilien

A.S.A A.M. + D.G. A. D. P.

J. M. V.[127]

Selbsterlebtes in Brasilien

Ende des Jahres 1888 erhielt ich in Masio den Auftrag, nach Brasilien zu gehen, um dort in einer der italienischen Kolonien in der Seelsorge zu wirken. Nachdem ich noch in Masio auf Wunsch meiner Oberen versuchte, das Reiten zu lernen (in Brasilien reitet jeder und jede) und dabei die linke Schulter auseinander gefallen hatte, fuhr ich, halb geheilt, den Arm in der Binde, Ende Februar 1889 von Masio ab, zusammen mit P. Patrik O'Grady, der nach Mercedes bestimmt war, und mit 2 Laienbrüdern. Wir schifften uns in Genua ein. Das Schiff „Duca di Galiera" war ein Prachtschiff ersten Ranges, der Kapitän ein Gentilhomo. Wir buchten 2. Klasse, durften aber als Missionare 1. Klasse fahren. In der ersten Klasse waren etwa 55 - 60 Personen - darunter auch in Südamerika reich gewordene Italiener und Spanier, die eine Reise in die Heimat gemacht hatten und nun zurückkehrten. Von etwas protzenhafter Neigung konnten einige sich nicht ganz frei halten.

Die Passagiere der I. Klasse begannen nach der Abfahrt von Tanger in Gegenwart des Kapitäns - der stets alle behandelte, als ob sie Prinzen wären, die ihm zunächst sitzenden Damen bediente etc. - täglich über den (freien) Tischwein zu schimpfen, er sei nicht gut und schmecke nach dem Fass etc. Einige Tage hörte der Kapitän es ruhig an, dann endlich stand er auf, klopfte an sein Glas und sagte: „Meine Damen und Herren! Hätten Sie mir vor der Abfahrt von

[127] Dem Beispiel Pallottis folgend hat Vieter an den Beginn seiner Schreiben oft Abkürzungen gesetzt: A.S.A (Ad Salvandas Animas – Zur Rettung der Seelen) – A.M.+D.G. (Ad Maiorem Dei Gloriam – Zur größeren Ehre Gottes) – A.D.P. (Ad Destruendum Peccatum – Zur Vernichtung der Sünden) – J.M.V. (Immaculata Maria Virgo – Unbefleckte Jungfrau Maria)

Barcelona gesagt, dass ihnen der Wein nicht munde, dann hätte [ich] dort sofort andern an Bord genommen, hier kann ich keinen anderen verschaffen. Ich verbitte mir in Zukunft jede Kritik an dem Wein. Sollte trotzdem einer der Herren die Kritik fortsetzen, so würde ich ihn sofort in Ketten legen lassen. Dixi.“ - Sprach's und setzte sich und war freundlich, als ob er der Gesellschaft eben eine Schmeichelei gesagt habe. Nur Kapitän und Missionare tranken fortab den Wein, die anderen tranken *extra* Wein, den sie zahlten.

In der II. Klasse waren etwa 85 - 90 Passagiere, III. Klasse war ganz besetzt. Es waren wohl 700 darin. Sonntags lasen wir oben auf dem Deck die hl. Messe öffentlich. Die Matrosen machten am Mastbaum einen Hintergrund [aus] Signalflaggen, in der Mitte ein Tisch als Altar und hinter demselben prangte in Mitte der Flaggen die italienische Fahne. Wohl alle Passagiere wohnten dann der hl. Messe bei, auch Capitain und Offiziere. In Barcelona machten wir, da der Dampfer hielt, einen Besuch in der Stadt und besuchten unter anderem auch ein Kaffeehaus, wo aber auch Wein getrunken wurde. Eine eigene Art Wein zu trinken, lernten wir dort kennen. Eine Tafelrunde trank Wein. Mitten auf dem Tisch stand eine Kanne aus Glas, die etwa 1 - 1½ Liter enthielt. Die Kanne hatte ganz die Form einer Teekanne. Wollte man trinken, dann nahm einer die Kanne, legte den Kopf zurück, hielt die Kanne etwa 3 Handbreit *über seinen Mund* und ließ dann durch das Rohr der Kanne den Weinstrahl in seinen Mund laufen. Da das Rohr enge war, kam nur ein strohhalmdicker Strahl heraus. Hatte der Trinker genug, dann gab er die Kanne zurück und reichte sie mit graziösem Schwung seinem Nachbarn, der verfuhr wie der erste usw. - So sparte man die Weingläser. Von Barcelona fuhr der Dampfer nach Tanger. Wir lagen ziemlich weit auf der Reede und obschon die meisten Häuser recht freundlich herüber schimmerten, gingen wir doch nicht an Land, da der Kapitän es nicht recht erlauben wollte. Hier stiegen die Herren Türken aus, die von Genua mitgefahren waren. Sie kamen von Berlin, wo sie dem Kaiser Geschenke des Sultans von Marokko überbracht hatten. An Bord verkehrten sie nicht mit uns. Sie aßen im Eßsaal allein, ½ Stunde nachdem wir fertig waren. Ihr Anführer, jedenfalls ein hoher Herr, kam nie aus seiner Kabine heraus, die allerdings durch Entfernung von Zwischenwänden sehr groß und auch sehr schön eingerichtet war.

Eine Wache mit Gewehr lag mit gekreuzten Beinen Tag und Nacht vor der Tür seiner Kabine. - Gibraltar mit seiner Meeresenge erreg-

te unser Interesse, besonders P. Patrick sah es als Stück seiner Heimat an, es ist ja englisch. Auf der Reise trafen wir dann noch eine ganz kleine Insel, wohl mehr ein Felsen, St. Pietro nannte man dieselbe. Sonst gab es nur Himmel und Wasser zu sehen, bis wir nach 18-tägiger Fahrt in Montevideo ankamen. Die See war meist schön und ruhig, nur während einer Nacht war Sturm und die Wogen rollten über Deck des Schiffes noch gegen Morgen, was zur Folge hatte, dass auch ich - das einzige Mal auf dieser Fahrt - seekrank wurde.

In Montevideo, das sehr schön an einem Berge liegt, *wurden wir von P. Kopf aufgenommen*, beherbergt und bewirtet, bis Gelegenheit zur Weiterfahrt gefunden war. Es gibt dort eine gute Anzahl Neger. Die Stadt, Bischofssitz, ist teils modern, teils auch mehr primitiv aus einstöckigen Steinhäusern erbaut. P. Kopf besorgte uns nach mehreren Tagen eine Fahrgelegenheit per Dampfe nach der Stadt Rio Grande do Sul im brasilianischen Staat desselben Namens. P. O'Grady fuhr nach Mercedes in andere Richtung. Leider kam unser Dampfer auf dem Wege nach Rio Grande einige Male fest zu sitzen und wenn wir auch wieder loskamen, so hatte es doch die schlimme Folge, dass wir in Rio Grande erst ankamen, nachdem der Dampfer nach Porto Alegre schon einige Stunden fort war. So musste ich dann mit den 2 Brüdern fast eine Woche dort bleiben, bis zur Abfahrt des nächsten Dampfers.

Ich logierte uns bei einem deutschen Wirt (früher Schuster in Bremen) ein. Der Mann war protestantisch. Sein ältester Sohn, der getauft worden war, war einige Jahre in Hamburg gewesen, um eine gute Ausbildung zu erhalten, auf der Rückreise nach Brasilien hatte er Schiffbruch gelitten und war ertrunken, die anderen Kinder, 5 - 6 an der Zahl, alle zu Hause, waren gar nicht getauft. Der Herr Papa meinte, er wolle warten, bis keine mehr kämen, dann wolle er sie alle zusammen taufen lassen, wäre einfacher und billiger, und zwar gleich katholisch, da Brasilien doch ein katholisches Land sei. - Auch einen Metzger aus Würzburg traf ich dort, der in Frankfurt ein eigenes Geschäft gehabt hatte. Verlockt von Anpreisungen hatte er sein Geschäft - seine Frankfurter Armut - wie er meinte, verkauft, um in Brasilien schnell reich zu werden. Doch er beklagte diesen Schritt sehr. Eine eigentliche Metzgerei konnte er in Brasilien nicht errichten, weil sich das Fleisch nicht hielt. Nur hier und da konnte er noch schlachten, wenn er vorher Abnehmer für das Fleisch gefunden hatte, nebenbei war er Holzspalter; doch

er schlug sich ehrlich durch und sparte, um nach Deutschland zurückkehren zu können. -

In religiöser Hinsicht sah es nicht gerade glänzend aus. Der Pfarrer, ein Monsignore, war übrigens gut. Um seinen Pfarrkindern ad occulos zu zeigen, dass man beichten müsse, hat er bei Anwesenheit des Bischofs, sonntags vor dem Hochamt den Bischof in den Beichtstuhl geschickt, als die Gemeinde schon in der Kirche war. Er selbst ist dann in den Beichtstuhl gegangen und hat beim Bischof gebeichtet und dann das Hochamt gehalten. Man sagt exempla trahunt, doch schien das Beispiel des Pfarrers noch nicht genug gezogen zu haben. -

Allerhand Existenzen fanden sich dort. Ein Ingenieur, der mit mir zum selben Gasthof kam und Wein trank, wollte am nächsten Morgen schnell verduften, als ihn der Wirt noch in der Haustür abfasste. Eine alte Schachtel, wohl 60 Jahre alt, kam auch mit uns dort an, mit 2 Töchtern, wie es schien, suchte sie Männer für dieselben. Sie hatte sich gekleidet wie ein junges Mädchen und betonte am Tisch, dass sie ihr Bierglas schneller ausgetrunken habe, als ein neben ihr sitzender Berliner und Wiener, obschon sie *„eine alte Dame“* sei. - Der Wirt erzählte uns von einem österreichischen Grafen, der im vorigen Jahr mit feinster Ausstattung bei ihm eintraf. Goldene Uhr und Zwicker und Manschettenknöpfe, tadelloser Anzug und Reiseeffekten etc. - Er fuhr weiter, kam aber nach ein paar Monaten wieder zu Fuß bei ihm an, als hungriger Habenichts. Goldene Uhr und Ketten etc. waren verschwunden. Der Wirt wollte ihn nicht behalten, doch da er sich nicht vertreiben ließ, musste er Pfähle in die Erde rammen, um die Wäscheleinen daran auszuspannen, da sie nicht in einer schnurgeraden Linie zu stehen gekommen waren, wurde er vom Wirt arg ausgeschimpft. Am folgenden Morgen ging er zur Wirtin und bat dieselbe, ihm Arbeit in der Küche zu geben, mit ihrem Mann könne er nicht auskommen. Die Wirtin beauftragte ihn, die (Abtritt) Grube auszuleeren und per Schubkarre und Fass in den Garten zu fahren. Doch da sei er aufgebraust „Was, wissen Sie nicht, dass ich ein Graf bin, wie können Sie wagen, mir derlei zuzumuten.“ - Doch es war ihm wirklich zu arg geworden; da eine Kellnerin seinen Heiratsantrag auch noch abwies (weil sie dem Kerl nur noch das Essen mitverdienen müsse), suchte und fand er als Schiffsjunge Rückfahrt nach Österreich. Doch manchen Hieb wird er noch erhalten haben, bis er dort ankam. Hoffentlich hat ihm die Lehre gut getan für die ganze Lebens-

zeit. Auch in Rio Grande gab es viele Neger. Damals war Rio Grande sehr zurückgegangen, der Hafen war arg versandet, doch da es sich bei Erklärung der Republik zur neuen Regierung hielt, sich darin vor Porto Alegre auszeichnete, soll die neue Regierung geholfen haben, dass es wieder besser ging. Pelotas machte ihm damals arge Konkurrenz.

Endlich kam ein Schiff, das uns nach Porto Alegre brachte. Der Aufenthalt in Rio Grande hatte ziemlich viel gekostet, um zu sparen, waren wir schon von Montevideo III. Klasse gefahren d.h. eigentlich II. Klasse. - III. Klasse gibt es dort nicht; die II. Klasse entspricht aber der europäischen III. Klasse - und taten das jetzt auch nach Porto Alegre. Wir blieben dann nachts auf Deck. Ich möchte aber jedem abraten, dasselbe zu tun. - In Porto Alegre kam P. Andreas Walter, der uns erwartete, zum Bistumsverweser führte (Bischof war gestorben), und mit uns noch einige Einkäufe besorgte. Porto Alegre ist zu ¾ oder mehr deutsch. Die Deutschen haben fast den ganzen Handel dort. Am folgenden Tage fuhren wir zusammen einen Fluss herauf, den Rio Cahy bis nach St. Sebastian, einem hübschen Städtchen. Auf dem kleinen Dampfer, der mit Holz geheizt wurde, musste man gut acht geben, dass die Funken, die der Schornstein auswarf, kein Loch in Hut oder Kleidung brannten. - 2 Jesuiten-Patres und 2 Brüder hatten dort die Seelsorge und Schule. Wir wurden freundlich aufgenommen und blieben die Nacht dort. Am Morgen lasen alle Priester die hl. Messe in der Hauskapelle, niemand in der ihnen gehörenden Pfarrkirche. Ich fragte einen Pater, warum sie nicht in der Pfarrkirche eine Messe lasen (sie lag etwa 5 Minuten entfernt). Er antwortet, weil doch niemand hineingehe, somit sei es ganz unnütz. Sonntags, bei gutem Wetter kämen sie zu Messe, regnet es aber etwas stark, dann dispensiere man sich aber auch von der Anhörung der hl. Messe am Sonntag.

P. Andreas Walter hatte einen Wagen gemietet (Fruchtkarren), der unser Gepäck aufnahm, ich bekam auch einen Gaul zum Reiten, nicht ohne Furcht vertraute ich mich dem Rücken des Tieres an. Meine Schulter war ja so weit geheilt, aber ich konnte meinen Sturz vom Pferde in Masio und dessen Folgen so leicht nicht vergessen. Abends kamen wir bei einem deutschen Wirt (Schwenninger) an. Sein Haus lag ungefähr an der Grenze der deutschen Kolonie, die sich um Porto Alegre tagereiseweit erstreckte und fast nur von Deutschen bewohnt ist, nur wenige Brasilianer (d.h. vor 200

Jahren eingewandert, Portugiesen) finden sich dazwischen. Sprache und Sitte ist dort überall deutsch, doch sprechen die meisten Deutschen außerdem die Landessprache, das Portugiesische, gut, oder wohl manche auch schlecht. Die Ortschaften haben meist zwei Namen, einen von der Regierung gegebenen brasilianischen und einen von der deutschen Bevölkerung gegebenen deutschen. So findet sich dort ein Ort „Kronenthal“, ein „Affenthal“ (weil die Frau des ersten Ansiedlers gefragt, wie es ihr auf der Farm, die in einem Tal gelegen war, gefalle, geantwortete hatte: „Ach Gott, es sind so viele Affen da, es ist das reinste Affenthal.“), ein „Hamburger Berg“ etc.

Die Bevölkerung war damals durchgehend wohlhabend und lebte in ungebundener Freiheit. - Sein Leben, Eigentum etc. musste aber auch jeder selbst zu schützen wissen. Am wohlhabendsten waren die „Vende“-Besitzer. Vende ist ein Kaufhaus. Man kann dort so ziemlich alles kaufen und verkaufen: Getreide, Erdnüsse, Mais, Tierhäute, Schweineschmalz etc. - Man kauft dort Kaffee, Reis, Zucker, Kleiderstoffe, Schirme, Sättel, Schuhe, Hüte, Häringe, Äxte, Sägen, Handwerkszeug, Bier, Wein, Schnaps etc. und man kann ein Zimmer haben zum Schlafen und Stallung für den Gaul, Mais und Futter für diesen und Essen und Trinken für sich selber. Die Landschaft ist recht hübsch, oft flach, doch fehlen auch Hügel und Berge nicht. Mais, Bohnen, Maniok, und dergl. wächst gut, dagegen Weizen und dergl. nicht dort unten in der Ebene (wohl oben im Gebirge bei den Italienern), Orangen, Feigen, Aprikosen, und derlei Südfrüchte gibt es in Hülle und Fülle, auch Bananen fand ich dort. Palmen erheben ihre stolzen schönen Kronen in die Lüfte, jedoch gibt es keine deutschen Hölzer. Wein wächst nicht gut, weil der Winter fehlt und so die Rebe jahraus jahrein ihr Laub behält. Schweinezucht ist für die Landbevölkerung die Hauptsache, mit Schweineschmalz, ein Grundhandelsartikel. In den Venden erhält aber der Verkäufer nach Vereinbarung nur einen Teil in bar, den anderen Teil in Waren ausbezahlt, wodurch der Kaufmann natürlich 2-mal Profit hat.

Ich fragte einen dort geborenen jungen Deutschen, ob er sich nicht sehne, in Deutschland zu leben, von dessen Schönheit und hohem Kulturstand ihm seine Eltern doch viel erzählt hätten. Er antwortete, es scheine ihm schrecklich, dort zu leben, wo jedes Dorf einen Polizisten habe, nur Gendarmen umherstreifen, wo es keine Urwälder gebe, wo man nicht einmal das Wild schießen dürfe und

kein Pferd zum Reiten habe. - Der Fuhrmann, der uns herauf fuhr, war ein Neger. Er sprach gut deutsch. Ich fragte ihn, wo er Deutsch gelernt habe. Er sagte: „Ich war früher Sklave hier bei einem deutschen Landwirt." Ich: „Ach so, da sind Sie wohl vor einem Jahr frei geworden, als die Sklaverei hier aufgehoben wurde." - Er: „Nein ich bin schon länger frei; ich habe mich früher frei gekauft durch Geld, das ich mir am Feierabend und sonst nebenbei verdiente. Das Gesetz erlaubt das." - Ich: „Haben Sie es denn gut gehabt bei Ihrem deutschen Herrn?" - Er: „O Pater, ich habe mehr Schläge bekommen wie mein Maulesel!" - Im ganzen sagt man jedoch, die Sklaven hätten es nicht gerade schlimm gehabt bei den Deutschen, seien gehalten worden wie Knechte und Mägde bei den deutschen Bauern. Da Knechte und Mägde in Brasilien nicht zu haben waren, so hatten die deutschen Kolonisten sich Sklaven gekauft. Trotz allem, was dagegen gesagt wurde in Brasilien, halte ich doch die Aufhebung der Sklaverei für ein eminent gutes Werk. Ganz abgesehen von den Negern, meine ich, sei es auch besser für die Deutschen dort. Wie viele sittliche Vergehen wurden möglich durch die Sklaverei, die dann den Frieden und das Glück des Hauses untergraben, den Vater vielleicht verächtlich machen beim Sohn, den Sohn zu Ausschweifungen Veranlassung und Gelegenheit geben und schließlich den ganzen Stamm entnerven.

Von Schwenninger aus fuhren wir am nächsten Tage fast stets bergauf nach dem Ort meiner Bestimmung, nach Caxias (sprich Kaschias). Von den Deutschen wurde dieser Ort „der Bugerkamp" genannt, weil 12 Jahre früher noch die dortigen Eingeborenen, die Bugros (Art Indianer) am Platz, wo Caxias steht, ihre Stammesversammlungen abhielten. Sie sind Nomaden, ohne feste Wohnsitze, kamen aber von Zeit zu Zeit dort, wo Caxias steht, zusammen. Caxias hatte etwa 3 bis 4 Straßen in der Breite und etwa ¾ Stunde in der Länge. Die Straßen nun, das waren Naturstraßen, hier und da stand noch ein dicker Baumstumpf ½ Meter hoch da und in den Nebenstraßen lagen noch manche Bäume, meist Pinien, quer über die Straße, um allmählich zu verfaulen. Wenn so ein Baum, meist Baumriese, quer über der Straße lag, dann hatte man, um beim Gehen nicht gehemmt zu sein, ein Stück von etwa ein Meter herausgehauen und neben dran gerollt. Die Häuser waren teils aus Stein, meist aber aus Brettern. Die Kirche - ach die Kirche - war ein Ding wie eine Bretterscheune. Ziemlich groß war sie ja, aber sonst nichts Besonderes daran, als dass man sich durch die Fugen der Bretterwände stellenweise wohl ein Gebetbuch konnte herausrei-

chen lassen. - Neben dran hatte mal die Regierung eine Kirche wollen bauen lassen. Die Mauern aus Bruchsteinen mit Lehm als Mörtel waren etwa 4 m hoch geworden. Dann war das Geld alle und man ließ alles stehen und liegen, wie es eben war, ohne Dach und Schutz. Fürsorglich soll damals ein Beamter angeordnet haben, dass die Kirche so gebaut werden müsse, dass sie eventuell später als Theater dienen könne, - denn nach einer Reihe von Jahren sei die katholische Kirche doch verschwunden und da sei es besser, wenn man bei Kirchenbauten gleich Bedacht darauf zu nehme, dass sie später anderen nützlichen Zwecken dienen könnten. - Die Canonica, Priesterhaus, stand neben diesem unvollendeten Bau, es war ein Bretterhaus mit 8 Zimmern, mitten ein Gang durch. Küche stand auf dem Hof allein, einige Schritte vom Haus, wohl wegen der Feuergefahr. Im Hof hinten ein Pferdestall, dort war ich also am Ziele.

Wir wurden freundlich empfangen. Die jungen Burschen und auch Männer waren uns gegen 4 bis 5 Stunden entgegen geritten - Im Anfang machte dieses Caxias mit seinen Holzhäusern, seinen lehmigen Straßen, mit Baumstümpfen und quer liegenden Bäumen einen recht deprimierenden Eindruck auf mich. Die Bewohner waren fast alle Italiener, nur ein paar Brasilianer und ein paar deutsche Familien. Nach jeder Richtung gehörten 10 Stunden weit die italienischen Kolonien zu Caxias und der uns anvertrauten Pfarrei. Gegen 16 bis 20.000 Seelen gehörten dazu. Außer P. Andreas Walter und mir war noch ein italienischer Weltgeistlicher etwa 3 bis 4 Stunden von Caxias an einer Kapelle angestellt und ein 2ter Weltgeistlicher war meist auch an einer Ecke der Kolonie tätig.

Der erste, ein sonst guter Priester, hatte in Italien vom Bischof nicht das Beneficium bekommen, das sein Onkel gehabt hatte. Da die Eltern des betreffenden auf dem Beneficium saßen und fort mussten, als der Onkel Beneficiat starb und der Sohn es nicht bekam, entschlossen sie sich, nach Brasilien zu gehen und der priesterliche Sohn entschloss sich ebenfalls dazu, damit seine Angehörigen nicht ohne Priester seien. Der Bischof aber verweigerte die Erlaubnis dazu. So machte er den Fehler, ohne Erlaubnis zu gehen, hoffend, ebenso leicht ohne diese Erlaubnis vom betreffenden Bischof angestellt zu werden, als andere vor ihm, wie man sich erzählte, angestellt worden waren. Doch der betreffende Bischof hatte scheint's kurz vorher von Rom ernste diesbezügliche Warnung bekommen und stellte ihn nicht an. So war er suspendiert,

wohl ein Jahr oder mehr. Seine Eltern und Verwandten und Landsleute sorgten für seinen Unterhalt, wofür er sich verpflichten musste, später an ihrer Kapelle zu bleiben, wenn die Suspension aufgehoben sei. Als dann unser P. General Faá di Bruno nach Brasilien kam, bat er diesen, doch bei seinem Bischof in Italien ihm die Papiere zu verschaffen, was er auch tat, und mit gutem Erfolg. So war dem Armen dann geholfen.

Ungefähr 60 Kapellen gehörten zu Caxias; meist aus Holz erbaut. Die Italiener fragen meist weder Bischof noch Pfarrer danach, sondern bauten Kapellen nach Gutdünken. Öfters kam dann eine Kneipe neben dran. Ein Künstler vom Lande machte auch Heiligenfiguren aus Pinienstämmen. Meist sahen sie recht dick und feist aus und regten wenig zur Andacht an. Als P. Andreas Walter mal wirklich schöne Heiligenfiguren von Europa kommen ließ, war er sehr böse darüber und meinte, man solle eigentlich den neuen Brunnen im Hof der Patres mit Öl füllen und einen gewissen italienischen Geistlichen, den er für den Urheber des Kommens der Heiligenfiguren hielt, - als Docht hineinstecken und anzünden (wohl als Lämpchen vor den Heiligenbildern). - Die Landschaft der Kolonie Caxias war sehr schön, gebirgig, aber meist noch mit Urwald bedeckt. Pinie war die am meisten hervortretende Holzart. Doch waren auch andere schöne harte Hölzer da, auch das in Kamerun häufig vorkommende Eisenholz fand sich nicht selten. Palmen gab es dort oben in der Kolonie Caxias nicht mehr. Dagegen wuchs Wein und Weizen recht gut, die an der Küste unten bei den Deutschen nicht recht gediehen, Mais wuchs auch recht gut in der Kolonie. Melonen waren köstlich. Schweinezucht war auch hier mit Hauptsache und Schweinefutter fast das einzige, was sie mit Vorteil verkaufen konnten. Es fehlten gute Straßen, um Weizen, Wein, Mais und dergl. mit Vorteil verkaufen zu können. Zu essen und zu trinken hatten die Kolonisten in Hülle und Fülle, mit der Kleidung aber, die sehr teuer war, sah es oft nicht gut aus. Manchmal waren sie so geflickt, dass man nicht mehr erkennen konnte, welches der ursprüngliche Stoff war. Es fehlten Priester und Lehrer. Meistens wuchs die Jugend ohne Schulunterricht auf und hatten sie einen Lehrer, dann bezahlten sie ihn oft nicht, was zur Folge hatte, dass derselbe wieder weiter zog. Auch fanden sich manche, die für die Priester nicht gern was gaben und sich daran vorbei zu drücken suchten. Unsere Gesellschaft hatte mit den Leuten einen Vertrag abgeschlossen. Jede Familie musste jährlich ein paar Mark an den Priester zahlen, die näher Wohnenden mehr als die entfernteren.

Dafür hatten sie die Versehgänge frei (die sonst pro Meile nach bischöflicher Anordnung berechnet wurden), hatten für die Messe statt 4 nur 2 Mark zu geben und Begräbnisse und Ehen waren etwa auf die Hälfte reduziert, für Taufen nach Belieben. Es fanden sich Priester in Brasilien, die beim Ruf zum Kranken, falls die Familie nichts für Priester gab, entweder die volle bischöfliche Taxe verlangten, die, wenn der Kranke weit weg wohnte, sehr hoch und manchmal über die Kräfte der Betreffenden war, oder einfach nicht zum Kranken gingen und ihn sterben ließen ohne Sakramente. Es sieht dies schrecklich genug aus für einen Priester. Es scheint aber, dass sie ihr Gewissen so formierten: „Gehe ich zum Kranken ohne die bischöfliche Taxe zu verlangen, oder ohne dass die Familie den jährlich vereinbarten Betrag zahlt, dann wird bald *Niemand* dem Priester was geben, was zur Folge haben wird, dass nicht Einzelne, sondern alle ohne die Sakramente sterben müssten.“ (Ich sage das aber nicht von unseren Patres, wohl verstanden.) Ich sah ein, dass die Sache der Beachtung wert war, nahm mir aber vor, nie dem Kranken den Trost der Sterbesakramente zu versagen und machte es dann so. Wurde ich gerufen, dann ging ich hin, fragte aber, wenn mit dem Kranken fertig, ob man den Vertag mit den Patres gehalten und bezahlt habe, wenn nicht, ersuchte ich innerhalb 14 Tagen zu kommen und in Geld oder Naturalien zu zahlen. Tat man es, so war es ja gut, tat man es aber nicht, dann verkündigte ich sonntags von der Kanzel ein oder mehrmals: der N. N. wird hiermit aufgefordert, bis - bei mir oder P. Walter im Pfarrhaus zu erscheinen zur Regelung einer gewissen Angelegenheit. - O, das zog. Dann kamen sie schon. Wohl ein bisschen wütig, doch der Zweck war auch erreicht ohne Versagung der Sterbesakramente. -

Das Klima dort war nicht ungesund, gelbes Fieber kam dort oben im ungefähr 100 Meter hoch gelegenen Caxias nicht vor. Nur einmal hatte ich Influenza, die man ja überall bekommen kann und öfters Rheumatismus in den Schultern. Öfters wurde ich zu Diphtheritis-Kranken gerufen. Ein Arzt war damals noch nicht da, so machte ein Kolonist den Doktor. Mit einer kleinen Gerte, die er umwickelte, bearbeitete er innen den Rachen und Hals des Patienten und es scheint, dass er verschiedene durchbrachte. Ich kannte einen Gendarmen, dem er den Mund und Rachen derart bearbeitet hatte, dass die Öffnungen der Nase im Mund völlig zugewachsen waren und kein Atem mehr durch die Nase ging. Gewöhnlich kam diese Krankheit nur in Häusern vor, die in Tälern am Wasser lagen. Die größte Hitze war im November, Dezember und Januar.

Im Mai, Juni, Juli kam oft Reif und dünnes Lufteis auf kleinen Wasserbächen vor, das aber bei durchbrechender Sonne gleich verschwand. Selbst auf Maria Himmelfahrt fror ich mal derart beim Beichthören, dass ich mir glühende Kohlen in einem Topf für die kalten Füße bringen ließ. Die Bäume hatten fast alle, einzelne ausgenommen, das ganze Jahr ihr Laub (wie in Kamerun). Der kalte Wind kam dort aus Süden, der warme aus Norden. Schnee habe ich dort nicht gesehen, doch erzählte mir ein Deutscher, vor 12 Jahren habe es unten bei den Deutschen einmal geschneit, was große Verwunderung bei den dort geborenen kleinen Deutschen hervorgerufen habe; doch hätten sie das Schneeballwerfen von den Alten gleich gelernt. -

Die Kinder entwickeln sich schneller als in Deutschland. Mit 18 bis 20 Jahren heiraten nicht selten die jungen Männer, mit 16 bis 17 die Mädchen. Oft sind sie allerdings noch nicht ganz ausgewachsen und werden als Eheleute dann noch größer. Kinder sind gewöhnlich sehr viele da, 12 bis 15 und mehr von einer Frau ist nichts Seltenes. Die ältesten sind oft schon lange verheiratet und haben Kinder, wenn die Mutter auch noch das eine oder andere bekommt. So ist es gar nicht selten, dass der Onkel einige Jahre jünger ist als sein Neffe. Ich kannte eine Frau, die 14 Kinder hatte, als ihr Mann starb. Sie kam kurz vor meiner Rückreise zu mir und sagte, sie werde ihren ältesten Sohn, der schon 3 - 4 Kinder hatte, zu sich zu nehmen. (Außer ihm waren noch 3 - 4 ihrer Kinder verheiratet.) Wenn's nun gut und im Frieden gehe, sei es ja recht und wenn nicht, so schloss sie: „Pater, dann weiß ich noch nicht, was ich tue." Das heißt, sie wollte sich dann wieder verheiraten. Sie war auch noch nicht zu alt dazu. - Besonders bei den Italienern blieben oft die Söhne als verheiratete Männer alle bei den Eltern. Das Haus wird dann bei einer neuen Heirat um ein Zimmer verlängert, weiter braucht es nichts. Die alte (oft nicht sehr alte) Mutter behält jede Woche eine andere Schwiegertochter bei sich zum Kochen, Waschen und Hausarbeit und die anderen arbeiten alle in der Kolonie. Kindtaufen, die öfter vorkommen, bringen dann etwas Leben und Abwechslung in das tägliche Einerlei. Wie viele Kinder dann nach ein paar Jahre in so einem patriarchalischen Hause herumlaufen, ist schwer zu sagen. Man muss sich nur wundern, wie die Eltern etc. sie auseinander kennen. - Diese patriarchalischen Familien kommen in Brasilien am besten voran. Leider hält die Sache oft nicht stand. Wenn der alte Vater stirbt, hat dann der älteste Sohn eine gewisse Autorität, dann hält sich die Sache noch,

sonst wird alles in gleiche Teile geteilt, nicht zum Besten der Familie.

Neues Land kann jeder von der Regierung bekommen, - gegen 300 preußische Morgen kann jeder haben - aber es ist Urwald, kein ordentlicher Weg und Steg dorthin und oft 10 Stunden weit von der nächsten Kirche, die einen Priester hat, entfernt, und das wollen die Italiener nicht gern. So kaufen sie sich lieber eine kleine Parzelle, die näher bei der Kirche liegt. Die Regierung verlangt ja von jedem Kolonisten, dass er in einer Reihe von Jahren eine kleine Summe für die Kolonie zahle, doch das zu tun, fällt niemand ein. Selbst die Deutschen, die damals schon an 80 Jahre dort waren, sagten mir, sie hätten ihre Kolonien noch nicht bezahlt und beabsichtigten es auch gar nicht, es zu tun. - Steuer zahlten wohl nur die Städter und die *Vende-Besitzer*. Zwar bekam jeder Kolonist jedes Jahr einen Steuerzettel, doch die legten sie zu den anderen, die sie in früheren Jahren bekommen hatten oder zündeten ihre Pfeifen damit an. Am Schluss des Jahres kam dann wohl ein Executor und nagelte an alle Kirch- und Kapellentüren eine Verordnung der Regierung, dass jedem, der bis zu einem bestimmten Datum seine Steuern nicht bezahlt habe, die Kolonie genommen würde etc. - Doch darüber regten sich die Kolonisten weiter nicht auf, das war ja stets so gewesen und sie hatten ihre Kolonie immer noch. Ich möchte überhaupt wissen, wer die Kolonie nehmen könnte, die paar Soldaten hätte man doch leicht totschlagen können. -

In St. Sebastiao (St. Sebastian) hatte die Regierung mal die Bewohner des Dorfes verpflichtet, a) Steuern zu zahlen und b) die Straßen in Stand zu halten. Die Bewohner, Deutsche, versammelten sich daselbst und zogen gemeinschaftlich zur Munizipio und sagten dem Beamten, sie seien bereit, eins von beiden zu tun, entweder Steuern zu zahlen oder Wege in Stand zu halten, aber nicht beides. Der Beamte erwiderte, sie hätten beides zu tun. Sie sagten ihm dann, wenn er nicht von dieser Forderung abgehe, seien sie entschlossen, sofort das Dorf an allen 4 Enden in Brand zu stecken. Der Beamte, der seine Pappenheimer kannte, erklärte darauf, er lasse ihnen die Steuern nach. - Man spricht manchmal, oder sprach manchmal davon, ob es nicht möglich sei, diese vorwiegend deutsche Provinz (oder Staat) unter deutsche Herrschaft zu bringen - als Kolonie des deutschen Reiches oder dergleichen. Ja die guten Herren, die so denken und schreiben, kennen sicher keine Deutsch-Brasilianer. Ich möchte den Beamten sehen, der dieses

sich bewusste Volk nach deutscher Beamten-Manier regieren wollte und könnte.

Bei der deutsch-brasilianischen Jugend ist das Gefühl der Freiheit, oft ein gewisser Dünkel und protzenhaftes Wesen nicht selten. (Auch die Italiener waren nicht mehr frei davon.) So erzählte ein Jesuitenpater, dass in einem Dorf ein Tanz stattfand, in einem Tanzsaal zur ebenen Erde. Auf einmal kam ein junger Deutscher in den Tanzsaal - *geritten* -, zerschlägt mit seiner Reitpeitsche, was er zerschlagen kann und fragt dann höchst gelassen den Wirt: „So, was kostet das?“ - Auch die Deutschen heiraten sehr jung. In S. Leopoldo, einer Niederlassung der Jesuiten, kam mal folgendes vor: Die Deutschen hatten vernommen, der Kaiser Dom Pedro wolle ein Gesetz erlassen, dass die allgemeine Wehrpflicht für die Unverheirateten einführe. Mütter und vielleicht auch Väter suchten nun schleunigst ihre hoffnungsvollen Sprösslinge ins Ehejoch zu spannen, damit sie nur ja nicht Soldat werden müssten. So hatten die Jesuiten eines Tages an die 20 Brautpaare zur Trauung in der Kirche zusammen. Doch als die Trauung vor sich gehen soll, fehlt - ein Bräutigam. Der Küster suchte die Kirche, die Sakristei ab, nein, er ist nirgendwo zu finden. Schließlich findet er ihn außerhalb der Kirche an einen Strebepfeiler gelehnt, bitterlich weinen. Er denkt, der Bursche sei krank und fragte, wo er Schmerzen habe, wo es weh tue. Da schüttelte der Bursche den Kopf, er sei nicht krank. Nun was fehlt dir denn, komm doch herein, alles wartet doch auf dich, warum weinst du denn? Unter Schluchzen bringt der die Worte hervor: „Ach ich bin noch so jung und muss schon heiraten.“ - Ja, geheiratet hat er dann doch.

Die Kolonie Caxias hat eine kleine Vergangenheit, trotz ihrer Jugend von nur 12 - 13 Jahren. Zuerst hatten sich polnische Kolonisten dort eingefunden. Die Regierung hatte ihnen Kolonien gegeben. Die Polen hatten sich dann Erdhäuser oder eigentlich Erdhöhlen gemacht und darin ihre Wohnungen aufgeschlagen. Diese ungesunden, feuchten Wohnungen hatten dann viele Krankheiten und Todesfälle hervorgerufen. Zudem hatten sie sich beklagt bei der Regierung, ihre Kolonien, die sie bekommen hätten, seien zu groß, so wohnten sie zu weit von den nächsten Nachbarn. Die Regierung teilte dann die Kolonien, machte aus einer deren zwei, (was ihre Nachfolger in dem Teil der Kolonie sehr bedauerten). Doch als immer mehr starben, ging der Rest eines Tages auf und davon.